

# Kunst ist Kampf ist Krieg

Die Zürcherin El Frauenfelder ist mit dem Manor-Kunstpreis 2015 ausgezeichnet worden – ein Gespräch

Ihre Bilder sind widerspenstig – wie das Sehen selber, das ein keineswegs so selbstverständlicher Vorgang ist, wie wir oft meinen. Eine Begegnung mit El Frauenfelder in ihrer Ausstellung im Kunstmuseum Winterthur.

PHILIPP MEIER

Der Termin mit der Künstlerin platzt zuerst. Dann nochmals beinahe, wegen eines zeitlichen Missverständnisses. Und schliesslich streikt das Aufnahmegerät. Das passt alles irgendwie gut zu der nicht leicht zugänglichen, ja geradezu widerspenstig wirkenden Kunst von El Frauenfelder. Zugegeben: Ihre Bilder wirken dann in der Ausstellung des Kunstmuseums Winterthur, wo man sich zum Gespräch trifft, weniger kalt und abweisend als im Katalog. In diese Landschaften möchte man sich aber dennoch nicht verirren. Menschenleer sind sie, und verstellt von Bauten. Auch in den Innenräumen stösst sich der Blick an Kanten und Ecken, überall ragen da Schatten von Möbeln in den Bildraum.

## Schlachtfelder der Malerei

Die Mittdreissigerin mit dem hochgesteckten aschblonden Haar und den auffallend hellen, aber irgendwie dennoch unergründlich schimmernden Augen sieht dies anders: Da wäre doch Tiefe, da wären doch Fluchtpunkte in den Bildern, von welchen das Auge in die Weite gezogen würde. Ja, entgegnet man, wenn der Blick erst einmal diese Freiheit an den Widerständen abgearbeitet hat – fast bedrohlich wirken die scharfen Kanten der Farbflächen.

Warum sie denn nicht die Weiten ihres Sehensorts male, des Indianerlandes in South Dakota, das sie seit 16 immer wieder bereist? Ihr Einwand: Freiheit sei nicht etwas, das man in einer Landschaft finden oder etwa am Meer sehen könne. Ob sie Freiheit verspüre beim Malen? Sie verneint: Und spricht lieber von Kampf und Krieg, wenn sie ihren Malprozess beschreibt: von vorgefassten Begriffen, die es zu bekämpfen gelte, vom Ringen um das Sehenkönnen. Stimmt, denkt man. Ihre Bilder sind keine gemütliche Sache, sind regelrechte Schlachtfelder der Malerei. Da



Die diesjährige Manor-Kunstpreisträgerin El Frauenfelder in ihrer Ausstellung im Kunstmuseum Winterthur.

SIMON TANNER / NZZ

wird geschabt, abgekratzt, übermalt, überklebt, zerschnitten. Roh und ruppig, auch unfertig wirken diese Werke, die zwar auf Leinwand gemalt sind, aber wie Arbeiten auf Papier daherkommen.

Auf Keilrahmen verzichtet El Frauenfelder, die Leinwände werden flach auf die Wand gepinnt oder auch hinter Glas gefasst wie Zeichnungen. Die weiss belassenen Ränder erinnern an grosse Papierbögen. Das Flüchtige, Vorläufige, wie es gerade der Zeichnung eigen ist, liegt der Malerin für ihre Arbeiten näher als das Abgeschlossene, Vollendete eines gerahmten Gemäldes.

Ihr Werk möchte man dem Genre der Landschaftsmalerei zuordnen. Auch hier aber Einspruch: Die 1979 geborene Zürcher Künstlerin, die von 2000 bis 2005 an der Academy of Fine Arts in Helsinki studierte und heute im Zürcher Weinland lebt und arbeitet, habe sich das so noch nie überlegt. Warum auch? Die mit dem Manor-Kunstpreis 2015 Ausgezeichnete malt zwar keine Por-

träts. Und Stilleben im Allgemeinen auch nicht. Sie malt einfach.

Obwohl es da doch dieses Stilleben in der Ausstellung des Kunstmuseums Winterthur gibt, auf dem ein Lampenschirm in einem zerbrochenen Spiegel reflektiert wird. Daneben ist eine zerknüllte Dollarmote gemalt – als unterschwellige Information ganz am Rand des Bildes sozusagen. Dafür stösst sich der Blick an der haptischen Präsenz der Lampe, deren Schirm als braunes Packpapier und deren Ständer in seiner Materialität aus Plastic sozusagen physisch greifbar sind.

Solche Arbeiten bedienen sich der Collagetechnik. In anderen Bildern wird auch gesprayed, etwa, um das Atmosphärische des Himmels einzufangen. Oder die Farbe wird dick aufgeschpachtelt, um die Fassade eines Hauses in ihrer mörtehaften Materialität fühlbar zu machen. Malerisch diffus hingegen kann die Farbe in Frauenfelders Bildern dann wirken, wenn die Lichtverhältnisse,

etwa in der Ansicht einer leeren Flasche auf einem Fenstersims in starkem Gegenlicht, das Gesehene fast auflösen.

Ein Haus wiederum oszilliert in diversen Blautönen vor dunklem vegetabilem Grün. Das sei eine Impression ganz frühmorgens gewesen, erklärt El Frauenfelder. Sie verweist auf die Farbe Blau bei den Impressionisten, die dort alles durchdringe. Und sie erwähnt auch die Bedeutung des blauen Himmels als einer der mächtigsten Naturkräfte in der Vorstellungswelt der Indianer.

## «Was ist das, was da sieht?»

«Wenn es dunkel ist, sehe ich oft in unterschiedlichsten Blautönen», erzählt El Frauenfelder, die das Sehen als ein Phänomen beschreibt, das sie am meisten beschäftige in ihrer Malerei. «Was ist es eigentlich, das da sieht», sagt sie. Sehen sei ja ein nur partiell bewusster Akt, oft sehe man Dinge flüchtig oder fokussiere auf bestimmte Objekte, die

durch ihre Begrifflichkeit in den Vordergrund rücken. Das Hirn spiele da eine wesentliche Rolle, meint sie. Und relativiert: Aber auch der Magen und die Gedärme schauen ja mit. Denn neben Begriffen sind es Gefühle, die beim Sehen mitschwingen.

Da gibt es ein Bild im Kunstmuseum, auf dem eine Art dunkelbraune Blockhütte zu sehen ist, im Vordergrund eine Raststätte-Situation mit Beton-Tisch und Sitzbank – ein fürchterliches und fürchterlich ehrliches Bild, das sich durch scharfe und diffuse Bereiche auszeichnet. Der waldige Hintergrund zum Beispiel versinkt in Unbestimmtheit, während eine Nummer am Haus, «200», ganz klar zu lesen ist. Da tritt diese Begrifflichkeit hervor, von der die Künstlerin gesprochen hat. Verloren fröstelnd auf dieser Sitzbank sitzend irgendwo im herbstlichen Forst, klammert man sich regelrecht an diese Zahl. Wie da die Eingeweide mit-sehen!

Das Sehen sei ein dynamischer Prozess, Fotografien dagegen seien etwas Mechanisch-Statistisches, führt die Künstlerin aus. In unserem Blickfeld sei nie alles gleichwertig zugegen, da gebe es klar Fokussiertes und Unschärfes. Genau wie in ihren Bildern. Francis Bacons Krise des Sehens kommt einem in den Sinn. Sehen als ein Prozess, als etwas Lebendiges, ja Körperhaftes: Genau dies im Bild erfahrbar zu machen, ist El Frauenfelders Kampf.

Die Sujets scheinen da nebensächlich. Warum aber immer diese Fertighäuser aus der Agglomeration, diese Schuppen, Baracken, Lagerhallen? Warum diese Gartenhäuschen in biederer Vorgärten, dieses rote Häuschen auf einem Kinderspielplatz? Häuser erfüllen eine Funktion als Erweiterung des Körpers, meint Frauenfelder, sie sind omnipräsent in unserem Lebensraum, auch wenn sie dort gar nicht so wahrgenommen würden. Sie unterteilen den Raum – wie auch Strassen, Wege, Hecken, Mauern, die in ihrer Malerei dauernd vorkommen.

Was denn der Titel der Winterthurer Ausstellung, «Usse mir», bedeute? Er stehe für den erweiterten Ich-Begriff, meint El Frauenfelder. Im Sinne der ausgesprochen körperlichen Seh-Erfahrung, die sie in ihrer Malerei lebe und aus sich heraus in ihre Bilder auslagere.

Winterthur, Kunstmuseum, bis 13. Dezember, Katalog Fr. 40.–.

# Rückkehr der durchgeknallten Weiber

Die Komödie «Höchste Zeit» knüpft an die Wechseljahre-Revue «Heisse Zeiten» an

Die Revue «Heisse Zeiten» hat auch in der Schweiz Zehntausende begeistert. Nun kommt das Nachfolgestück «Höchste Zeit» in die Maag-Halle. Das Personal ist dasselbe. Diesmal bereiten sich die vier ungleichen Frauen auf eine Hochzeit vor.

ALOIS FEUSI

Heisse Zeiten haben sie gemeinsam erlebt an jenem turbulenten Abend am Abflug-Gate, als sich der Start ihres Flugzeugs nach New York Stunde um Stunde verschob und die vier sehr unterschiedlichen Frauen aus sehr unterschiedlichen Milieus zu Freundinnen wurden. Gut vier Jahre später ist es nun höchste Zeit, dass die ehrgeizige Karrierefrau, die vor der Scheidung stehende noble Konsulsgattin, die nicht mehr ganz so Junge mit endlich erfülltem Kinderwunsch und die währschafte Hausfrau aus der Provinz wieder zusammen auf der Bühne stehen und ihr Publikum Tränen lachen lassen.

Rund 250 000 Zuschauerinnen und Zuschauer, davon über 90 000 allein in der Schweiz, haben seit der Premiere im

Jahr 2011 die freche Wechseljahre-Revue «Heisse Zeiten» gesehen und sich dabei prächtig unterhalten. Einem solchen Kassenschlager eine ebenbürtige Fortsetzung folgen zu lassen, ist nicht einfach. «Wir hatten ganz schön Schiss am Anfang», sagt die Sprecherin des Hamburger St. Pauli-Theaters, wo «Höchste Zeit» Ende Juli Premiere feierte. «Aber es hat funktioniert.» Nun kommt das Stück in die Maag-Halle nach Zürich.

## Unverblümt, zickig und frivol

Eine Überraschung ist der neuerliche Erfolg auf der Boulevardbühne am Spielbudenplatz nicht, auch wenn «Höchste Zeit» kein Tabuthema aufgreift. Das Stück handelt – wiederum mit vielen zurechtgetexteten Ohrwürmern aus der Pop-Musik der letzten fünf Jahrzehnte musikalisch aufgepeppt – «bloss» von einem turbulenten Morgen in der Hochzeitssuite eines noblen Hotels mit einer völlig von der Rolle geratenen, nicht mehr ganz jungen Braut und deren gleichfalls schon zünftig vom Leben gezeichneten Brautjungfern.

Das könnte auch ein Stoff sein für eine Wohlfühlkomödie aus Hollywoods Schaumfabrik. Doch dafür sind die toll

gespielten Weiber in der Lebensmitte zu unverblümt, zu zickig, impulsiv und auch zu frivol. Die Frauen, die schon bei «Heisse Zeiten» miteinander auf der Bühne standen und sangen, zeigen wiederum Mut zur Hässlichkeit, helfen einander mit verrutschten Stützstrümpfen und witzeln über Schlupflüder und Tränensäcke, Arthrose und Arteriosklerose.

Die vier komischen Heldinnen nehmen kein Blatt vor den Mund. Wenn sich die eine darüber beklagt, dass der Frosch im Hals gerade eben noch der Prinz in ihrem Mund gewesen sei, wenn die Rede von Granufink ist, einem Medikament, das den Harndrang stoppt, oder wenn Viagra für die Frau als Medikament definiert wird, das blind machen muss, können sich die mehrheitlich in der zweiten Lebenshälfte stehenden, durchaus distinguierten Zuschauerinnen im Saal kaum halten. Sie jubeln, pfeifen und stampfen mit den Füssen, und die ins Theater mitgeschleppten Ehemänner finden's auch sehr amüsant.

Es wird aber keine der Figuren lächerlich gemacht oder gar verurteilt. Die lebenslustige Braut, die sich wegen eines erotischen Intermezzos im Hotel-lift mit anschliessendem Total-Blackout in des Teufels Küche phantasiert, wird

ebenso wenig verhöhnt wie die spröde, rücksichtslos direkte Dame aus der besseren Gesellschaft oder die verbiesterte junge Mutter, die mit ihrem kontrollsüchtigen Gezicke den Partner regelmässig vor den Kopf stösst.

Die bodenständige Hausfrau aus der Provinz mit ihrem Mutterwitz und ihrer mädchenhaften Begeisterung für den Schlager-Oldie Howard Carpendale schliesslich ist der ruhende Pol und die grosse Sympathieträgerin auf der Bühne. Sie liebt ihren biederer Langweiler und Sofakleber Fritz seit 40 Jahren und wird dies auch noch tun, «wenn er nicht mehr weiss, dass ich Doris heiss». So etwas rührt die Zuschauerinnen, von denen etliche wohl auch einen ebensolchen Fritz zu Hause haben.

## Typisch Gerburg Jahnke

Die Hamburger Inszenierung des Stücks aus der Feder von Tilmann von Blomberg trägt stark die Handschrift Gerburg Jahnkes, von 1985 bis 2005 mit Stephanie Überall mit dem Kabarettistinnen-Duo Missfits unterwegs und eine der witzigsten und klügsten Persönlichkeiten der deutschen Comedy-Szene. Jahnke hatte schon den gleichfalls von Blomberg geschriebenen «Heissen Zeiten»

mit ihrer Regiearbeit und der textlichen Überarbeitung ihren Stempel aufgedrückt. Beim Verfassen der Songtexte half ihr diesmal Anna Bolk, die Darstellerin der jungen Mutter, die seit ewigen Zeiten vergeblich auf einen Heiratsantrag ihres Partners hofft.

## Verschworene Gemeinschaft

Bei einem Nachessen nach der Vorstellung loben die Darstellerinnen ihre Regisseurin. Gerburg Jahnke habe sie zu einer verschworenen Gemeinschaft gemacht. Es sei bei «Höchste Zeit» und dessen Vorgänger-Stück aber auch ein anderes Arbeiten als in gemischten Ensembles. Der Bestätigungsdruck sei viel geringer.

Auf der Bühne sind sogar die vier Musiker der Band «Frauen». Waren sie bei «Heisse Zeiten» noch Stewardessen in Lufthansa-Uniformen mit kessen Pillbox-Hütchen, musizieren sie nun als etwas rustikale Zimmermädchen mit Bob-Frisuren im Bühnenhintergrund. Und der halbblinde Schneewittchen-Spiegel, der immer wieder frech seinen Senf zum Geschehen auf der Bühne dazugibt, ist ohnehin geschlechtslos.

Zürich, Maag-Halle, 7. bis 25. Oktober.